



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Bauditz, Sophus: Trapa natans : eine Erzählung : übersetzt von Therese  
Lorck : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

reform ist das Schild, wohinter sich neben den reinsten und uneigennützigsten Bestrebungen auch die unlautersten verkriechen, und schon jetzt wird der Hinweis auf das arbeiterfreundliche Programm des Kaisers zu Reklamezwecken niedrigster Art von gewissen Vertretern der sogenannten realistischen Bewegung in der Litteratur gemißbraucht. Wir dürfen uns, wenn die jugendlichen Schwarmgeister, die heute noch auf ihre wenigen und nur von einem kleinen Publikum gelesenen Zeitungen angewiesen sind, nach dem 1. Oktober in den öffentlichen Versammlungen zu Worte kommen werden, auf einen Hexensabbath gefaßt machen, von dem uns die beiden zur Gründung der „Freien Volksbühne“ abgehaltenen Versammlungen vom 29. Juli und 8. August einen kleinen Vorgeschmack gegeben haben. Es wird in diesem Schauspiel voraussichtlich nicht an ernststen Szenen fehlen; im Anfange, in der Zeit des ersten Freudelärmes, werden aber vermutlich die burlesken überwiegen. Und es würde uns nicht Wunder nehmen, wenn gelegentlich Herr Dr. Otto Brahm von seinen sozialdemokratischen Freunden gezwungen werden sollte, in Sack und Asche Buße zu thun, weil er eine Biographie Schillers geschrieben hat, dessen begeisterte Verherrlichung der Vaterlandsiebe mit dem politischen Programm der internationalen Sozialdemokratie ebenso wenig in Einklang zu bringen ist, wie sein leidenschaftlicher Schönheitskultus mit dem litterarischen Ideal der Naturalisten.



## Trapa natans

Eine Erzählung von Sophus Banditz

Übersetzt von Therese Vord

(Fortsetzung)



ines Tages im Juni ging ich zu Blau hinauf. Er empfing mich mit den Worten: Es ist gut, daß du kommst, denn ich habe gerade mit dir zu sprechen. Siehst du, in nächster Woche ist mein Geburtstag, da werde ich mündig, wie du weißt. Morgen reise ich inzwischen nach Fünen. Drüben in der Umgebung von Affens lebt nämlich ein HalbOnkel von mir, ein Vetter meiner Mutter, wohl der nächste Verwandte, den ich habe. Es war meines Vaters Wunsch,

daß ich mich mit dieses Halbknells einziger Tochter verheiraten möchte, und nun reise ich hinüber und verlobe mich.

Kennst du sie denn? unterbrach ich ihn erstaunt.

Nein, ich habe sie nur gesehen, als sie noch ganz klein war; jetzt ist sie achtzehn Jahre alt, sie wird sich wohl ziemlich verändert haben. Aber ich weiß, daß sie ein frisches und liebenswürdiges Mädchen ist und jedenfalls mehr als schön genug für mich — überzeuge dich selbst! Damit zeigte er mir eine Photographie von einem nicht gerade schönen, aber doch recht hübschen Mädchen.

Aber trotz alledem, wandte ich ein, wie kannst du dich in eine reine Konvenienzehe finden! das Heiraten so als Geschäft nehmen!

Sa, das will ich dir sagen. Ich glaube ganz gewiß, daß es Menschen geben kann, die für einander geschaffen sind, oder die, wie ich es nennen möchte, auf dem Gebiete der Liebe Genialität besitzen; es kann gewiß auf der Welt so zugehen, wie es in den Büchern geschrieben wird: die Wirklichkeit kann uns in ein Märchen hineindichten, das das Leben hindurch andauert. Aber das ist jedenfalls selten, sehr selten! Und sollte die Liebe wirklich jemals Macht über mich gewinnen, so müßte es so zugehen, daß ich deutlich fühlte, das Leben dichtet für mich. Aber diese Mühe, glaube ich, giebt sich das Leben meinerwegen nicht. Und mir selbst und andern etwas einbilden, das kann ich nicht. Deshalb will ich mich lieber ohne Illusionen mit einem Mädchen verheiraten, von dem ich weiß, daß sie „guter Leute Kind“ ist, das ist schon eine große Empfehlung; ich werde ihr gewiß ein guter Mann sein, und sie wird einem Häufchen kleiner Blaus eine gute Mutter werden — unser Geschlecht darf nämlich nicht aussterben, dazu ist es viel zu alt!

Das letzte sagte er sicherlich im Scherz, aber ich kannte ihn zu gut, um nicht zu merken, daß das meiste in seinem Vortrage wirklich sein Ernst war. Ich machte deshalb auch keine weiteren Einwendungen; sondern fragte nur, wann er reisen wolle.

Morgen Abend, lautete die Antwort. Aber es fällt mir ein, daß ich noch einige Kleinigkeiten brauche. Gehst du mit?

Unterwegs blieb er plötzlich vor dem Schaufenster eines Buchladens stehen und sah hinein.

Wonach siehst du? fragte ich.

O, eigentlich nach nichts, aber ich habe den Mann gebeten, mir gelegentlich Simon Paulis Flora Danica zu besorgen; ich will doch einmal hören, ob er das Buch bekommen hat.

Wir gingen zu dem Antiquar hinein, der damals zu den Originalen der Hauptstadt gehörte, aber leider nur einem kleinen Kreise bekannt war. Es ist schwer, zu sagen, was merkwürdiger war: die Höhle oder ihr Bewohner. Ein Raum, nicht viel größer als eine gewöhnliche Speisekammer, war vom

Fußboden bis zur Decke mit alten, verstäubten, fettigen und zerlesenen Büchern angefüllt; nicht bloß auf den Borten an den Wänden standen sie, sie lagen auch aufgeschichtet in Haufen, die umstürzten, sobald man daran rührte; dazu kam einem eine Atmosphäre entgegen, in der es unmöglich schien länger als einige Minuten zu atmen, und das spärliche Licht eines einzigen Fensters, das von Jolianten halb verdeckt war und fingerdick voll Staub lag, erlaubte einem erst nach und nach, die Höhle und ihren Troglodyten zu unterscheiden. Er saß gewöhnlich auf einem dreibeinigen Stuhl hinter einem kleinen Tisch; sein langer grauer Bart reichte ihm bis auf die Brust herab, ein Paar tiefliegende Augen stierten lichtscheu aus einem unbeweglichen pergamentnen Gesicht, und wenn sich seine lange gekrümmte Gestalt vom Stuhl erhob, bekam man unwillkürlich den Eindruck, daß der krumme Rücken einfach von der Unmöglichkeit herrühre, hier aufrecht zu stehen. Es ging die Sage von ihm, daß er sich seit seiner Konfirmation nicht wieder gewaschen habe, und wenn diese Sage auch auf etwas Übertreibung beruhte, so genügte doch ein flüchtiger Blick auf die Hände des Mannes, um zu zeigen, daß die Kruste, womit seine Greifwerkzeuge bedeckt waren, von einer fortgesetzten, durch keine neptunische Periode unterbrochenen Ablagerung herrührte.

Blau fragte nach seiner Flora, erhielt die Antwort, daß sie noch nicht zu haben gewesen sei, und war schon im Begriff, wieder fortzugehen, als der Antiquar auf seine gewöhnliche eintönige Art fragte, ob die Herren nicht Verwendung für ein altes Herbarium hätten, das er soeben bekommen habe. Er handelte nämlich auch mit Naturalien. Blau antwortete erst mit nein, als aber der Alte trotzdem einen Haufen verstäubter Papiere vom Alkoven herholte und hinzufügte, die Herren könnten das Ganze für einen Reichsthaler haben, schlug Blau zu und bekam das Packet in eine alte Zeitung eingeschlagen. Ich begleitete ihn bis an seine Thür, und ehe wir uns trennten, versprach ich ihm, am Nachmittag wieder zu kommen, um ihm nochmals Lebewohl zu sagen, ehe er reifte.

Am Nachmittag wurde ich auf dem Wege zu ihm etwas aufgehalten und fürchtete fast, daß er schon nach der Station gefahren sei. Aber zu meiner größten Verwunderung saß er in guter Ruhe an seinem Schreibtisch und untersuchte etwas mit der Lupe.

Du wolltest doch verreisen? sagte ich.

Sa gewiß will ich das, antwortete er, ohne aufzusehen.

Aber dann ist keine Zeit zu verlieren, der Zug geht in zwanzig Minuten! Sawohl, nach Korsör, sagte er mit einem stillen Lächeln; aber ich gehe nach Falster, da habe ich noch gute Zeit.

Was?

Ich werde dir alles erzählen. Sage mir nur erst, ob du lesen kannst, was hier steht.

Mit diesen Worten reichte er mir ein vergilbtes, stockfleckiges Papier, worauf eine ziemlich unansehnliche, beinahe vollständig braun gewordene Pflanze geklebt war, mit oben gewürfelten, unten lanzettförmigen Blättern. Am Rande des Papiers waren mit verblasster Tinte von undeutlicher Hand einige Zeilen geschrieben, deren erste Worte ich sofort als *Trepa natans* deutete.

Trapa! verbesserte Blau ungeduldig, das kann jeder sehen. Aber was steht hier noch? Nimm die Lupe!

Schwärze — begann ich, Schwärzemoor?

Unsinn! sagte Blau. Glaubst du, Schwärzemoor könne ein dänischer Ortsname sein? Es steht ja auch ein z gegen den Schluß hin!

Nun, macht das die Sache deutlicher? wagte ich zu fragen.

Er lachte und sagte: Na, das bleibt sich gleich. Was du Schwärzemoor nennst, ist natürlich der Name eines Sees, eines Sumpfes oder eines Baches, was es auch sei. Darüber werde ich ja Bescheid erhalten, wenn ich erst in Östbäk bin.

In Östbäk? fragte ich.

Sa, es steht doch deutlich genug „bei Östbäk“ hinter dem unleserlichen Worte!

Aber was willst du in Östbäk?

Trapa natans finden natürlich! Du weißt vielleicht gar nicht, was Trapa ist?

Nein, ich muß gestehen —

So sollst du es erfahren. Aber laß mich mit dem Anfang beginnen! Als ich gestern Abend heim kam, sah ich mir gleich das Packet mit den getrockneten Pflanzen an. Ich hatte schon die Hälfte durchgeblättert, ohne etwas besonders merkwürdiges gesehen zu haben, und wollte schon den Rest beiseite legen, als ich plötzlich das Blatt hier in die Hand bekam. *Trapa natans* las ich; den Namen kannte ich, aber nichts weiter. Ich schlug in Langes Dänischer Flora nach, die ja nur einige Jahre alt ist; dort fand ich aber nichts. Aber in Hornemanns Pflanzenlehre stand die Bemerkung, daß sie sich in Lauenburg finde. Nun mußt du wissen, *Trapa natans* ist eine Wasserpflanze! — vierte Klasse bei Linné. Ihren Namen „Hornnuß“ hat sie infolge ihrer eigentümlichen Frucht bekommen, denn diese zeichnet sich durch vier Hörner oder Dornen aus. Sie ist sporadisch, aber nur sporadisch, über Südeuropa verbreitet, wohin sie in grauer Vorzeit als Nahrungspflanze von Asien her eingeführt worden sein soll. Aber man weiß nichts davon, daß sie jemals in Dänemark gefunden worden sei. Nun will es der Zufall, oder mein guter Genius, wie du es nennen willst, daß mir hier ein Exemplar der Pflanze in die Hände gespielt wird, das ganz deutlich als in Östbäk gefunden bezeichnet wird — du weißt, es liegt auf Falster, südlich von Stubbekjöbing, dort, wo Hans Larfens Vater Prediger ist.

Aber bist du auch ganz sicher, daß es kein Irrtum ist? fragte ich. Ist es überhaupt *Trapa natans*?

Blau sah mich mit überlegener Miene an und antwortete: Du kannst dir wohl denken, daß ich sie einer Autorität — Professor Hjorth — gezeigt habe, natürlich ohne Angabe des Fundortes, denn dann hätte er sicherlich Flugjohlen an die Schuhe bekommen und wäre mir wahrscheinlich zuvorgekommen; aber er nannte ohne Zögern den Namen, und nun will ich fort, sobald als möglich.

Nach Östbäk?

Natürlich, wohin denn sonst!

Und deine Kousine in der Umgegend von Aßens?

Er lachte. Die muß warten. Die wichtigern Geschäfte gehen vor. Die Romantiker hatten etwas, was sie die „blaue Blume“ nannten und worüber sie fabelten wie die Alchimisten über den Stein der Weisen. *Trapa natans* ist meine „blaue Blume“ geworden, obwohl sie in Wirklichkeit weiß ist, aber ich begnüge mich nicht damit, über sie zu schwätzen, ich muß fort, um sie zu finden. Denke dir, so einer Spur zu folgen, auf die man durch Zufall stößt, ihr folgen, bis man das Gesuchte findet — liegt darin nicht etwas Verlockendes? Und denke dir, wenn ich in einer wissenschaftlichen Zeitschrift genannt werde, wirst du nicht stolz auf mich sein?

Am nächsten Morgen reiste Blau nach Falster. Er hatte hinterlassen, daß er erst in einigen Wochen zurückkehren würde, denn die Forschung sollte natürlich gründlich vorgenommen werden. Groß war daher mein Erstaunen, als er einige Tage nach seiner Abreise wieder bei mir eintrat.

So, hier hast du mich wieder, sagte er ganz vergnügt, ich habe mich in der Stadt geirrt und bin mit falschem Wind gefegelt, denn als ich nach Östbäk kam, gab es meilenweit im Umkreise weder einen See, noch einen Sumpf, noch einen Bach, der der Stadt den Namen geben könnte! Ich hätte vernünftig sein und mich erst orientiren sollen, dann hätte ich mir diese Falstertour ersparen können! Es giebt nämlich noch ein zweites Östbäk drüben in Sütlund, westlich von Silkeborg; das ist natürlich das richtige, denn dort giebt es kleine Seen in Masse — ich habe auf der Karte nachgesehen.

Und nun willst du dorthin gehen?

Ja, morgen Abend. Ich gehe mit dem Dampfschiff nach Aarhus, da kann ich am nächsten Vormittag an Ort und Stelle sein.

Und wie lange gedenkst du in diesem neuen Östbäk zu bleiben?

Bis ich gefunden habe, was ich suche.

Nimm dir nur nicht zu viel vor! sagte ich. Du könntest es noch bereuen!

Ach was, ich bin ja mein eigener Herr. Nächsten Dienstag bin ich mündig, das ist ein stolzer Gedanke!

Obwohl Briefeschreiben sonst nicht Blaus Sache war, bekam ich doch nach einer Woche einen Brief von ihm, worin er mit Begeisterung die Schönheit der Gegend schilderte und sich sehr hoffnungsvoll darüber aussprach, Trapa natans zu finden, „tot oder lebend,“ wie er sich ausdrückte. Du kannst übrigens glauben, es ist beschwerlich, auf Entdeckung nach unterirdischen Pflanzen zu gehen, schrieb er, denn es giebt keinen andern Ausweg als ringsum in den Seeufeln zu waten, zwischen Schilf und Rohr, manchmal mit dem halben Leib im Wasser; dazu ein ziemlich paradiesisches Kostüm: Strohhut, Halstuch, Leinwandweste, dito Rock und Holzschuhe, voilà tout! Einzelne Seltenheiten habe ich gefunden, und es geht mir im ganzen genommen vortrefflich. Ich wohne bei dem wohlgebornen Kristen Thomsen, Kalfänger im Sommer und Holzschuhsehnitzer im Winter, und bin sehr intim mit der ganzen Familie. Im übrigen liegt ein großes Gut Kragebjerg in der Nähe, aber dort gewesen bin ich noch nicht, werde auch schwerlich hinkommen.

Blau sollte jedoch mehr mit Kragebjerg zu thun bekommen, als er ahnte, und sollte sich der Familie auf eine mehr als originelle Weise vorstellen.

Wie er später selbst mit großer Zufriedenheit erzählte, war er eines Tages bei der Untersuchung eines neuen Sees selbstverständlich im Wasserkostüm. Er war gerade dabei, sich durch ein Röhricht zu winden, als er sich plötzlich vor einer großen fliegenden Brücke befand, auf der die ganze Familie des dahinter liegenden Kragebjerg ihren Nachmittagskaffee trank. Jeder andre würde gewiß möglichst schnell den Rückzug angetreten haben, aber in dem Bewußtsein, daß von seiner Person das, was über dem Wasser war, ziemlich untadelhaft sei, nahm er den Strohhut ab, stellte sich vor und bat um Entschuldigung wegen seines Eindringens auf fremdem Boden. Kragebjergs Besitzer, Herr Johansen, der ein gastfreier Mann war, wollte durchaus Blau auf die Brücke haben, um mit der Familie Kaffee zu trinken, aber dieser erklärte aufs bestimmteste, daß er nie Kaffee trinke, und nachdem er das feste Versprechen abgelegt hatte, einen Besuch auf dem Gute zu machen, gab man ihn schließlich frei. Der Besuch wurde gemacht, es folgten andre, und eines schönen Tages überraschte Blau Blau, dessen Leben ja im ganzen genommen aus einer Reihe von Improvisationen bestand, Freunde und Bekannte mit dem Kauf von Kragebjerg, das sein Besitzer gern hatte los sein wollen, da es eines jener Besitztümer war, die vortrefflich für einen Mann mit Vermögen passen, die sich aber nicht bezahlen.

Trapa natans fand Blau in diesem Sommer nicht, aber ich habe ihn immer im Stillen in dem Verdachte gehabt, daß die Hoffnung, die Untersuchungen an den vielen kleinen Seen fortsetzen zu können, bei dem Kaufe von Kragebjerg für ihn mitbestimmend war. Nun war er also Grundbesitzer, nahm sich einen tüchtigen Verwalter, war vernünftig genug, diesen in allem

Wesentlichen schalten und walten zu lassen, aber früh und spät war er auf den Beinen, bald auf der Jagd, bald beim Fischfang, bald beschäftigt, ein Hünnengrab bloßzulegen, bald in botanische Studien oder Beobachtungen über die Ankunftszeit der Zugvögel vertieft.

Blau lebte schon zwei Jahre auf Kragebjerg, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, seinen inständigen und wiederholten Aufforderungen zu folgen und ihm einen Besuch zu machen. Als ich aber eines Tages einen Brief von ihm erhielt, mit einer sehr lebendigen Schilderung der Entenjagd, die auf seinem Gebiete vorhanden sei, wo es außerdem Gelegenheit gebe, Reiher und Rohrdommeln zu schießen, und da die Einladung mit einem kategorischen Imperativ schloß, so machte ich mich frei und fuhr zu ihm.

Ich hatte das auch nicht zu bereuen, denn er wußte gar nicht, was er alles für mich anstellen sollte; er war unermüdet mit mir in der Umgegend herumzureiten, führte mich bei den Nachbarfamilien ein und war wirklich, wie er versprochen hatte, imstande, täglich ein neues Volk herumschwimmender flügger Entlein zu leisten. Ramen wir dann nach einer Jagd von sechs bis sieben Stunden, ermüdet und in Schweiß gebadet, heim und hatten wir zu Mittag gegessen, wozu Blau immer, selbst wenn er ganz allein war, sorgsame Toilette gemacht hatte, so waren wir beide gleich froh, bei einer guten Zigarre alte Erinnerungen aufzufrischen.

Er war im wesentlichen unverändert, auch im Äußern; nur war er in den paar Jahren, wo ich ihn nicht gesehen hatte, ernsthafter geworden, aber auch zugleich männlich schöner, und seine Haltung und seine Bewegungen, namentlich wenn er zu Pferde saß, waren von einer Eleganz, die in Verbindung mit seinem chevaleresken Wesen mich eines Tages zu der Äußerung veranlaßte, daß ich jetzt alles Ernstes an seine Abstammung von der alten dänischen Familie der Blaus glaubte.

Ich danke dir für das Kompliment, antwortete er, halb spöttisch, halb geschmeichelt, aber ich habe wirklich weder deinen noch den Glauben anderer nötig, um meinen eignen in diesem Punkte zu bekräftigen. Ganz gewiß fehlen mir verschiedene Mittelglieder, damit ich mein Recht beweisen kann, das Blausche Wappen zu führen, aber darauf lege ich weiter keinen Wert; ich begnüge mich mit der Überzeugung, daß sich nicht durch eine Reihe von Familienmitgliedern eine bestimmte Tradition erhalten kann, ohne daß diese begründet ist. Übrigens bin ich nach dem, was ich kürzlich erfahren habe, sehr geneigt zu glauben, daß das Geschlecht wirklich hier zu Lande ausgestorben sei, daß sich aber Glieder davon in Schonen erhalten haben, von denen vermutlich der Zweig abstammt, dem ich angehöre.

Aber welche Freude könntest du eigentlich daran haben, deine Abstammung bewiesen zu haben? fragte ich. Du bist doch nicht so eitel, daß du —

Nein, es ist reine Gefühlsache, unterbrach er mich, und über so etwas

kann man keine Rechenschaft ablegen. Ich würde aber dieselbe Zufriedenheit über einen solchen Beweis empfinden, wie wenn ich Trapa natans fände.

Es scheint, daß dieses Geschlecht hier zu Lande auch ausgestorben ist, sagte ich.

Ich fange selbst an, es zu glauben, antwortete er, wenigstens habe ich es trotz alles Fleißes nicht auffinden können; ich habe es aber nicht aufgegeben — man giebt es doch nicht auf, seine „blaue Blume“ zu finden! fügte er lächelnd hinzu.

Aber deine Koufine in der Gegend von Affens, die hast du wohl aufgegeben?

Nein, aber sie vermutlich mich, denn sie hat sich kürzlich verheiratet.

Was wird denn aber dann mit dem Häuflein kleiner Blaus? das Geschlecht darf doch nicht aussterben!

Ach das eilt nicht! Aber es kann ja sein, daß die Zeit der Blaus ebenso vorüber ist, wie die der Trapas, fuhr er ernsthaft fort, mit einem jener plötzlichen Übergänge, die ihm nach und nach eigentümlich geworden waren; jedes Geschlecht stirbt aus, wenn es keine Aufgaben mehr zu erfüllen hat. Na, ich bin ja im übrigen ein glücklicher Mann, glücklicher als die allermeisten — aber weshalb bin ichs! Welchen Nutzen schaffe ich im Leben? Keinen! Sa, ich schütze meine Entenmoore in der Brütezeit und schieße die räuberischen Habichte nieder, aber das ist auch alles, und das ist doch nicht Grund genug, daß ich auf der Lichtseite des Daseins lebe!

Dann thue etwas Nützlichcs! erwiderte ich.

Aber was? Es giebt nichts, was ein anderer nicht ebenso gut oder noch besser thun könnte als ich! Soll ich Reichstagsmann werden? Ich bin schon auf dem besten Wege dazu, denn sie haben mich bei der letzten Sitzung zum Gemeinderat gewählt, nur weil ich das bischen Krankentasse eingerichtet und eine Privatschule errichtet habe, die für das kleine Präliminarexamen reif macht.

Davon weiß ich ja nicht das geringste.

O, es ist ja nicht der Rede wert. Sa, hätte ich einen Sohn, den ich nach dem alten Grundsatz erziehen könnte: „Fürchte Gott und ehre den König,“ und der einmal meinen Platz ausfüllen könnte, wenn ich weg bin — und dann hoffentlich besser als ich! — ja, dann wollte ich, so lächerlich es vielleicht dir und andern vorkommen mag, doch annehmen, daß ich eine gewisse ratio vivendi hätte. Aber so —

So heirate! sagte ich, das ist doch immer eine Art Anfang!

Du kennst meine Ansicht, antwortete er. Wenn ich das, was man Liebe nennt, fühlen soll, so muß irgend etwas geschehen, etwas Wunderbares, etwas, das mir sagte, daß sie und ich ursprünglich zusammengehörten oder gemeinsam aneinandergedockt seien durch einen der vielen unsichtbaren Fäden des Daseins, den, mit dem es einem geht, wie mit dem „Mariengarn“ im Spätherbst: man

fühlt fortwährend, daß man von einem Netz umspinnen ist, aber man sieht es nie, oder wenigstens sehr selten!

In diesem Punkte bist du freilich vollständig Mystiker, wandte ich ein. Aber früher warst du doch der Meinung, daß du dich in einer Vernunftheirat zufrieden fühlen könntest: ein Mädchen — „guter Leute Kind,“ sagtest du.

Eine Dame, wenn ich bitten darf! unterbrach er mich mit leichtem Lächeln. Ja, so dachte ich, aber ich habe meine Ansichten gewechselt. Nein, ich taue nicht zum Ehemann! Wollen wir jetzt hinunter zum See gehen?

(Schluß folgt)



## Litteratur

Der zeitgemäße Ausbau des gesamten Lehrlingswesens für Industrie und Gewerbe. Vorschläge zur Erziehung und Ausbildung der gewerblichen Jugend; entwickelt und besprochen nach gesammelten und auszüglich mitgeteilten in- und ausländischen Bestrebungen [soll heißen: Berichten über in- und ausländische Bestrebungen] um die Hebung der Industrie, der Gewerbe und des Handwerkerstandes. Den staatlichen und städtischen Behörden, Industriellen, Innungen, Lehrern und Gewerbefreunden gewidmet. Von Robert Garbe, Königlich (sic) Eisenbahnmachinen-Inspektor, Mitglied des kaiserlichen Patentamts und der Kommission für das technische Unterrichtswesen in Preußen. Sonderabdruck aus Glasers Annalen für Gewerbe- und Bauwesen. Band 23 und 24, 1888/89. Berlin, Dierig und Siemens, 1889

Der Verfasser leitet die königliche Hauptwerkstatt der Eisenbahnverwaltung zu Berlin, mit der, wie mit den übrigen preussischen Hauptwerkstätten, eine Lehrwerkstatt verbunden ist, und da diese Anstalten zur Heranbildung von Lehrlingen erprobte Musteranstalten sind, so war wohl niemand in höherem Grade berufen, den Gegenstand zu behandeln. Auszüge aus Fachzeitschriften, amtlichen Verordnungen und Berichten werden in dem Buche so zusammengestellt, daß sie ein ziemlich vollständiges Bild der Lehrlingsausbildung in Deutschland und der Schweiz ergeben; es werden behandelt: die Ausstellungen von Lehrlingsarbeiten, die Lehrlingsprüfungen, die Fortbildungs-, die Fachschulen, die Lehrwerkstätten und die Werkstattlehre. Darauf entwickelt der Verfasser sein eignes Reformprogramm, das darauf hinausläuft, daß die Reichsregierung in geeigneter Verbindung mit den Regierungen der Einzelstaaten das gewerbliche Lehrlingswesen ebenso durchgreifend ordnen und leiten soll, wie jetzt der Staat das Volksschulwesen leitet. Eine Kritik der Ansichten des Verfassers ist in dem Rahmen einer Besprechung nicht möglich. Den litterarischen Maßstab darf man nicht anlegen bei einer sehr verdienstlichen Arbeit, der sich ein vielbeschäftigter Techniker aus warmem Mitgefühl für das Schicksal des Gewerbestandes und namentlich der teilweise arg vernachlässigten gewerblichen Jugend und aus patriotischer Sorge um die Zukunft des deutschen Gewerbes unterzogen hat; sonst würde über Anordnung des Stoffes und Stil so manches zu sagen sein.